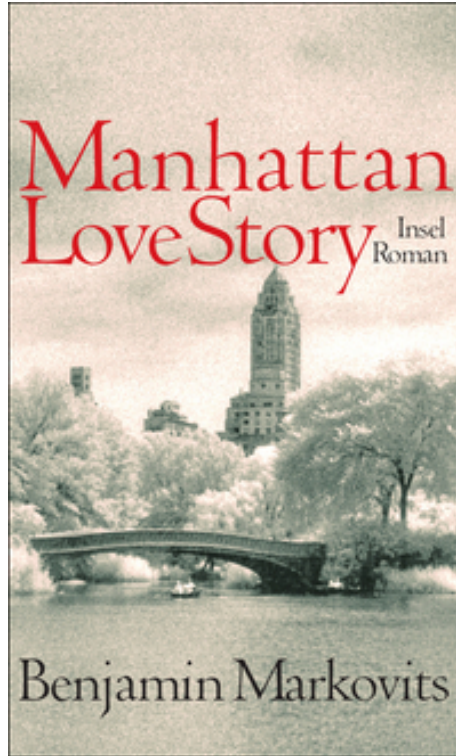


Insel Verlag

Leseprobe



Markovits, Benjamin
Manhattan Love Story

Roman
Aus dem Englischen von Christa Krüger

© Insel Verlag
978-3-458-17428-8



Benjamin Markovits Manhattan Love Story

Roman

Aus dem Englischen
von Christa Krüger

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel
Either Side of Winter im Verlag Faber and Faber Limited, London
© Benjamin Markovits, 2005

Die Übersetzung wurde gefördert mit einem Stipendium
des Deutschen Übersetzerfonds e.V.

© der deutschen Ausgabe
Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2009
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: TypoForum GmbH, Seelbach
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany
Erste Auflage 2009
ISBN 978-3-458-17428-8

Herbst

BESUCH ZU THANKSGIVING

I

Sie weinte jeden Abend im Bett, sobald sie das Licht ausknipst hatte, es sei denn, Charles Conway blieb über Nacht, was sie nicht glücklicher machte, aber vom Weinen abhielt. Solange das Licht an war – eine Schreibtischlampe, die sie aus der Schule mitgenommen und auf ihrem Nachttisch, einer Fünf-Kilo-Tomatenmarkdose, aufgebaut hatte –, las sie Illustrierte, bis ihre Augen müde wurden und brannten. Das ging schnell und passierte gewöhnlich kurz nach neun Uhr abends. Es sei denn, Charles Conway blieb über Nacht. Aber wenn nicht, drehte sie sich im Bett auf die Seite, drehte das Licht aus und drehte sich wieder zurück. War der Himmel bedeckt, konnte sie in der Wolke draußen vor ihrem Fenster den Widerschein der Lichter von Manhattan sehen. Unmittelbar nach dem Ausschalten der Lampe herrschte schwarze Finsternis, die sich allmählich zur farbigen Dämmerung eines Großstadtabends aufhellte; wenn es so weit war, hatte sie das Kinn auf die Brust gesenkt, und schon schluchzte sie. Im Dunkeln, als ob sie dann keiner sehen könnte; als ob sie sich selbst nicht sehen könnte. Und vielleicht nicht merken würde, wie unglücklich sie war, denn wenn sie es merkte, müßte sie ein ernstes Wort mit sich reden, da eigentlich alles nicht besonders schlimm war und ohnehin nicht mehr so weitergehen konnte.

Ende August war sie in das Apartment eingezogen, nachdem sie und ihr Vater die Schlüssel im Schulsekretariat abgeholt hatten. Ein heißer Tag, um die fünfunddreißig Grad, und feucht wie ein Wischlappen. In der Bertelmayer Hall war die Klimaanlage außer Betrieb, und weil die Lehrer noch in den Ferien waren, auf

Fire Island oder mit ihren Hunden unterwegs oder sonstwie beschäftigt, und vor allem weil die Fachleiter und der stellvertretende Rektor noch auf ihren Veranden in Westchester County saßen, hatte sich niemand beschwert. So stand im Sekretariat nur ein Tischventilator, der blies mal in die eine, mal in die andere Richtung, man wartete, daß er einem ins Gesicht pustete, spürte ihn, nicht so sehr als Abkühlung, sondern als etwas von der Hitze Verschiedenes, und hörte dann, wie er sich wieder wegdrehte. Ihr Dad war, nachdem er den ganzen Tag eingepfercht im Auto gesessen hatte, beim Aussteigen redselig und erzählte der vogelartigen Irin an den schwarzen Telefonen, wie gut es tue, nach dreißig Jahren wieder in die City zu kommen, und wie er sich weiß Gott wünsche, es wäre sein Leben. Amy registrierte es gleich und erinnerte sich später daran. In der ersten Zeit spürte sie einen leichten Gefühlsüberschwang, den sie zunächst für Aufregung hielt; allmählich hatte sie aber begriffen, daß er gemischt mit allen möglichen anderen Dingen war und nichts ganz Simples sein konnte. Dieser Überschwang oder etwas Ähnliches überkam sie in den ersten beiden Monaten jeden Morgen, wenn sie vor einer Klasse stand, und noch einmal nach dem Mittagessen, wenn sie wieder zurück zum Unterricht mußte. Am besten ignorierte man ihn, viel zu bedeuten hatte er nicht.

Als er so redete, legte sie den Kopf in seine Achselhöhle und die Arme um ihn. Er roch schwach nach Krankheit oder mittlerem Alter, eins von beidem, ein säuerlicher Geruch wie von alten Obstschalen. Seit sie aufs College ging, hatte er zugenommen, und immer wenn sie in den Ferien nach Hause kam, aß er vor dem Schlafengehen eine Schüssel Schokoladeneis, beim Fernsehen manchmal zwei. Und jetzt quoll ihm ein Speckwulst – den sie als einen Ausdruck seiner Unzufriedenheit mit sich selbst verstand oder zu verstehen glaubte – über den Gürtel. Seine Worte blieben ihr während der nächsten Monate im Gedächtnis und klangen zunehmend vorwurfsvoll, als würden Worte wie im Schrank vergessenes Essen im Lauf der Zeit ihren Geruch ändern.

»Ich muß wohl gehofft haben, daß sie nach ihrem Examen wieder ein oder zwei Jahre bei uns zu Hause wohnt. Wir haben noch einen Sohn, der fängt im Herbst sein zweites Collegejahr an, aber er ist zum Studium auch weit weg nach Westen gegangen. Heutzutage wollen Kids ihr eigenes Leben haben, schätze ich; mir ging es genauso, das weiß ich noch.« Und dann: »Tut wirklich gut, nach dreißig Jahren wieder in der City zu sein, und weiß Gott, ich wünschte, es wäre mein Leben.« Später beschloß sie, daß er das nicht im Ernst gemeint hatte oder nur daran festhielt, weil er sich den Satz unterwegs – während der dreißig Stunden Autofahrt von Indianapolis – zurechtgelegt hatte; aber als er eine Gelegenheit fand, ihn zu sagen (und er ergriff die erste Gelegenheit, die sich bot), stimmte das gute Gefühl vielleicht schon nicht mehr so ganz oder womöglich gar nicht mehr. Es konnte nicht wahr sein; niemand würde ein zweites Mal so leben wollen wie sie jetzt.

Als sie in das Apartment kam, schob sie als erstes die Fenster hoch. Drei davon waren im Wohnzimmer und ein viertes im Schlafzimmer, alle mit Blick hinunter auf Manhattan, jedes enthielt, wie ihr schien, ein anderes Stück Aussicht. Wenn sie den Kopf aus dem Schlafzimmerfenster streckte, konnte sie gerade noch den modernen Anbau der Schulturnhalle sehen, eine Glas-konstruktion, in den Hang des Hügels gebaut, auf dem der Campus lag. Vom Küchenfenster – so nannte sie es, weil es über der Spüle am Ende der Zeile mit Hängeschränken und Arbeitsplatten, kleinem Kühlschrank und Herd war – blickte man auf das Tattoo-Studio und die Pizzeria auf der anderen Straßenseite, gegenüber vom Eingang zu ihrem Wohnblock. Auf der Talseite der Straße waren Geschäfte und dahinter der Abhang. Weiter weg und über den Läden konnte sie die Bäume des Van-Cortlandt-Parks sehen und über den Dächern gerade noch einen flachen Streifen Grün erkennen. Den restlichen Platz an der Wand, unter den beiden anderen Fenstern, nahm ein Futon ein. Wenn sie sich darauf kniete, konnte sie den Park und den über der Erde liegenden U-Bahnhof an der 242. Straße sehen, dann die ersten Lager-

häuser von Inwood am anderen Flußufer und noch weiter in der Ferne einzelne Kirchtürme im Zentrum von New York. In den folgenden Monaten kniete sie stundenlang an diesen Fenstern, den Ellbogen auf ein Sims gestützt, und schaute hinaus.

Als sie die Fenster hochgeschoben hatte, waren ihre schwitzigen Handflächen staubverklebt; sie wischte sie an ihrem Baumwollrock ab und sah die Spuren, die sie hinterließen. Sie konnte sich nicht entschließen, ob sie zuerst duschen und frische Sachen anziehen – nach acht Stunden im Auto stank sie auf jeden Fall – oder etwas gegen die schmutzigen, die Sicht behindernden Fliegengitter außen an den Fenstern unternehmen sollte. Ihr Vater hatte sich an der Spüle ein Glas milchiges Wasser gezapft und setzte sich. Sie sagte: »Ich kann diese Dinger nicht abnehmen, hilf mir doch mal.«

»Warum stellst du nicht die Klimaanlage an?« fragte er.

»Hier ist keine.«

»Im Schlafzimmer hängt ein Kasten, vielleicht schafft es die Kühle bis zu uns.«

»Ich hätte lieber die Fenster auf. Zu Hause haben wir immer die Fenster auf. Ich will jetzt diese Fliegengitter loswerden.«

»Ich möchte nur einen Augenblick hier sitzen bleiben und einen Schluck Wasser trinken, dann helfe ich dir, dein Zeug heraufzuschaffen. Glaub mir, sie hängen mit gutem Grund da.«

»Sie sind häßlich und schmutzig.«

»Daß sie schmutzig sind, hat einen Grund.«

Sie begann, an einem zu ruckeln, es quietschte, löste sich aber nicht aus der Führung. Also riß sie alle Schubladen auf und suchte nach einem brauchbaren Werkzeug, entschloß sich dann, einen Schuh auszuziehen, einen schwarzen Doc Martens mit dickem Absatz, und hämmerte damit gegen den Rahmen des Fliegengitters. Zuerst kommentierte ihr Dad den Lärm nicht. Und als er lauter und lauter wurde, fühlte sich Amy mehr und gefangen in ihren Bewegungen, die immer heftiger und (anscheinend) wirkungsloser wurden. Doppelt gefangen, einmal durch das Faktum,

daß sich nichts rührte, und zum anderen durch das Faktum, daß sie, ob sie wollte oder nicht, immer wütender mit dem Schuh auf den Rand des Fliegenfensters einhämmern mußte, bis das eine Faktum dem anderen nachgab. Als der Rahmen an einer Stelle splitterte und aus der Führung brach, fing sie an zu weinen und weinte weiter, solange sie den Rest herauszerzte und durchs Fenster hereinholte. Inzwischen stand ihr Vater hinter ihr und nahm sie in die Arme, und vielleicht eine Minute blieben sie so stehen, sie schluchzend mit dem schmutzigen Fliegengitter in der Hand, während er seine Hände über ihrem Bauch verschränkte und sie auf den Scheitel küßte.

»Laß mich hier nicht allein«, sagte sie. »Laß mich nicht hier.«

»Alles wird gut. Ganz wunderbar, du wirst sehen.« Dann, ein wenig später, ließ er sie los und sagte noch: »Ich möchte dich nicht hierlassen. Nirgendwo möchte ich dich lassen. Aber ich muß doch.«

Kurz danach, noch vor Beginn des Schuljahrs, lernte sie Charles kennen. Die Schule gab ein Fest zu Ehren der Spendeneinwerber und Geldgeber, die kürzlich auf je verschiedene Weise Millionen von Dollar zu einer für den nächsten Sommer geplanten Renovierung der Schule zusammengebracht hatten. Der Glasanbau der Turnhalle war nur ein Vorspiel für größere Dinge; und die Party auf seinen glänzend lackierten Holzdielen fand als »Tag der offenen Tür« und als Einleitung zu kommenden Verbesserungen statt. Eingeladen waren alle Lehrer, aber nur die neuen erschienen. Amy sah zerbrechlich aus in ihrem Baumwollkleid – sie trug sonst nie Kleider – und den Sandalen, ihrer einzigen Alternative zu den schwarzen Doc Martens. Dünn war sie immer, mit schmalen Schultern und schmalen Hüften, aber wenn sie weniger wog, wie nach dem Examen, wurden ihre Brüste kleiner, und alles, was sie anzog, hing lose um sie herum. Kurzes, strohblondes Haar, knapp unten den Ohren abgeschnitten, und eine Brille mit schwarzer Fassung rahmten ein Gesicht ein, das noch jugendlich hübsch

war und später vielleicht unscheinbar werden würde: Die Wangen, die in Amys Kinderzeit füllig gewesen waren, hatten etwas von der kindlichen Form behalten, so daß sie trotz der erwachsenen Schwerelosigkeit frisch und gesund wirkte. Sie hatte eine gerade, unauffällige Nase und ein kleines Kinn – und außerdem einen Vorrat an rastloser Neugier auf Sex, der sich in vielen anderen Arten von Rastlosigkeit ausdrückte und sie von anderen zwischen hübsch und unscheinbar gefangenen Mädchen mit schmalen Hüften und kleiner Brust unterschied. Lange vorhalten würde diese Rastlosigkeit wohl kaum, es sei denn, die Lebensumstände änderten sich; gut möglich, daß sie sich aufgebraucht hatte, wenn Amy ungefähr dreißig war. Sie sah aus wie ein Mädchen, das mit den Jahren wahrscheinlich immer konventioneller werden würde.

Charles stellte sich ihr vor, als er sah, wie sie ein Glas Weißwein hielt, aus dem sie zwar nicht trank, das sie aber so dicht an ihr Kinn hielt, als habe sie gerade einen Schluck genommen und werde vielleicht gleich wieder einen probieren. Als sie beobachtete, wie er mit seinen schwarzen Schuhen, die denselben spiegelnden Glanz hatten wie die Dielen, quer über den glänzenden Fußboden auf sie zukam, fand sie, er sehe sehr ungezwungen aus. »Hi«, sagte er, rollte ein Programm zusammen, klemmte es sich unter die Achsel, nahm ihr das Weinglas mit der linken Hand ab und schüttelte ihr mit der rechten die jetzt leere Hand, die noch etwas feucht vom Kondenswasser am kalten Glas war. »Ich bin Charles Conway.«

»Wer ist Charles Conway?« fragte sie. Sie hatte eine Art zu reden, die den Eindruck machte, als höre sie sich selbst gar nicht zu: Ihr Blick huschte links und rechts an ihm vorbei, und ihre Lippen bewegten sich beim Sprechen nur wenig.

»Ich bin einer von den berühmten Söhnen«, sagte er. Wie sich dann herausstellte, hatte er vor sieben oder acht Jahren sein Abschlußexamen an der Schule gemacht. Im Lauf des Abends wurde ihr klar, wen sie da am Arm hatte: Überall wurde er mit plötz-

licher und nicht ausschließlich gezwungener Fröhlichkeit begrüßt und oft mit dem Beinamen bedacht, den er sich selbst gegeben hatte: »der berühmte Conway«, sagten die Leute und nahmen ihn bei der Hand oder klopfen ihm auf den Rücken oder auf den kräftigen Arm im gutsitzenden schwarzen Smoking. Der Rektor nannte ihn so und auch der am schlechtesten angezogene Mann auf der Party: ein grauhaariger, untersetzter Herr, der schmutzige Sportschuhe, ein kurzärmeliges Hemd und um den Hals eine Trillerpfeife am Band trug, in die er von Zeit zu Zeit ohne erkennbare Wirkung blies. Charles war, wie er ihr nach und nach erklärte, nicht nur ein Starschüler gewesen – und hervorragend im Tennisteam, der Achtermannschaft und im Redner-Club –, sondern er war auch der Sohn eines der wichtigeren Geldgeber der Schule und aus diesem Grund bei der Feier. Sein Vater, ein Anwalt, hasse solche Veranstaltungen und mache keine gute Figur auf ihnen, deshalb schicke er gewöhnlich Charles hin. »Außerdem«, sagte Charles, »hatte ich sonst nichts zu tun heute abend.« Amy war sich nicht sicher, ob er »habe« oder »hatte« sagte, aber das »heute abend« klang jedenfalls wie eine nachträgliche Ergänzung.

Die sandbraunen Farbtöne seiner Haut und Haare waren so harmonisch abgestimmt, daß sie ihm etwas Aristokratisches gaben; er hatte grün gesprenkelte, häufig blinzeln- den Augen; blonde Bartstoppeln mit schwarzen und grauen Einlagerungen. Er war groß – einen guten Kopf größer als Amy, die ihrerseits sogar in flachen Sandalen eher 1,75 als 1,70 war – und schien sich nie unbehaglich zu fühlen, ließ sich nicht einmal von Amys deutlicher Befangenheit anstecken, auch deshalb nicht, weil es ihm nichts ausmachte, wenn sie nicht viel sagte, und sie war schweigsam. Als er sie fragte, welches Fach sie unterrichte, sagte sie »Biologie«, aber seine einzige Erwiderung war: »Ich wollte mal Chirurg werden, hab's mir aber anders überlegt.« Nicht daß er den ganzen Abend nur von sich selbst geredet hätte: Er besaß den leicht femininen und ganz unwiderstehlichen Charme eines gutauss sehenden, gutgebauten Mannes, dem allem Anschein nach nichts lie-

ber ist als leise plätschernder Klatsch. Seine Stimme klang träge und ziemlich abgehackt zugleich; sie konnte Ecken langsam nehmen und plötzlich stocken. Amy merkte, daß sie auf Zehenspitzen stand, um ihr Ohr an seine Lippen zu bringen; manchmal beugte er sich zu weit zu ihr hinunter und kitzelte sie kaum merklich: Sie spürte, wie sich die leichten welligen Haare an ihrem Ohrläppchen sträubten. Er hatte Geschichten über die meisten Lehrer auf Lager und erzählte sie mit dem offenkundigen Genuß eines jungen Mannes, der seiner Schulzeit noch nicht entwachsen ist.

Amy konnte emsig trinken, wenn der Anlaß es verlangte, und an diesem Abend war sie der Aufgabe gewachsen. Sie trank gern so, wie man in kaltes Wasser geht: erst vorsichtig zögernd, dann plötzlich entschlossen; und es dauerte nicht lange, bis ihr Blut in Bewegung geriet – bis der undeutliche, aber nicht unangenehme Verdacht sie überkam, daß gerade allerhand passierte oder demnächst passieren würde, womöglich mehr, als sie auf einmal aufnehmen konnte, obwohl sie es wenigstens versuchen wollte. Der Weißwein in ihrem Glas kam und ging, es schien immer halb leer zu sein, egal wieviel sie trank. Als Charles auf dem brandneuen Betonbalkon mit Blick auf den zur Stadt abfallenden Hang anfing, sie zu küssen, sagte sie mit einer Stimme, die lauter und lallender klang als ihre eigene: »Ich kenne keinen Menschen in New York. Also, kommst du mit zu mir?«

Er sagte: »Können wir zu Fuß gehen?«

»Klar können wir zu Fuß gehen.«

»Ich mag die U-Bahn in dieser Gegend nicht, und ich bin zu betrunken, fahren kann ich nicht mehr.«

»Klar können wir zu Fuß gehen«, sagte sie wieder. »Fünf Minuten.«

Einen Moment stand er nachdenklich da, mit offenem Mund, das Gesicht zu ihr hinunter gebeugt. »Hast du gesehen, daß der Beton unter diesen Lampen aussieht wie im Mondlicht?«

»Ist denn kein Mond da?« sagte sie, nach oben schauend.

»Nein, kein Mond.«

Sie nannte ihn die ganze Nacht »Charles Conway«, und als sie schon mehrere Monate zusammen waren, bezeichnete sie ihn in Gedanken immer noch so. Charles Conway nannte sie ihn auch im Lehrerzimmer – einem L-förmigen Raum, der um die Toiletten herum gebaut oder, wie manchmal behauptet wurde, ursprünglich auch eine gewesen und erst nachträglich abgeteilt worden war. Bei heißem Wetter kam der WC-Gestank wieder hoch, denn die Fenster blieben immer nur einen Spalt offen, der nicht breiter war als der Stopper, mit dem man sie am Zufallen hinderte, und nie steckte mehr als ein Schulbuch zwischen Fenster und Rahmen. Mr. Peasbody, einer der älteren Lehrer, hatte Amy unter seine Fittiche genommen. Er war ein schlanker, gutgekleideter Herr aus Connecticut, dessen schweres, pockenarbiges Gesicht mit den großen traurigen Augen nicht zu seiner eleganten Erscheinung paßte. »Was macht die junge Dame heute abend?« pflegte er zu fragen, während er gleichzeitig die Beine übereinanderschlug und seinen Schreibtischstuhl herumwirbelte. »Zur Zeit langweile ich mich mit mir. Heitern Sie mich auf.«

»Charles Conway geht mit mir in Manhattan essen.« Der Name wurde zu einem Scherz und zu einem Symbol – für alles Galante und Reiche und Großstädtische außerhalb der Reichweite eines Lehrers, es sei denn man war jung und hübsch. Kurz, zum Symbol für die jungen Leute, die sie täglich unterrichteten, für das Leben, das ihre Schüler führen würden und zu dem sie selbst sich nicht ganz aufschwingen konnten.

Als sie am nächsten Morgen zusammen aufwachten, überraschte Charles sie damit, daß er an keinem Arbeitsplatz erwartet wurde. Sie stand als erste auf, zog ein Handtuch von der Badezimmertür und wickelte sich hinein. Er schob sich ihr Kissen unter den Kopf, dehnte und streckte sich ausgiebig, verschränkte die Hände im Nacken und setzte sich halb auf. Als sie aus dem Bad kam, saß er fröhlich und verschlafen in dieser Haltung da. Wenn ihr feines Haar naß war, sah es spärlich und fahl aus, des-

halb wickelte sie sich ein zweites Handtuch um den Kopf, um die dünnen Strähnen zu verdecken und zu trocknen.

»Ich hole dir ein Handtuch«, sagte sie in der Hoffnung, er werde sie beim Anziehen allein lassen, aber er antwortete: »Mach dir keine Mühe, ich dusche, wenn ich zu Hause bin«, und rührte sich nicht. In der Nacht hatte es geregnet, alles war blank geputzt, die Sonne stand an einem klaren Himmel und strömte, je mehr es gegen Mittag ging, immer heller durchs Fenster. Sie traf sein Gesicht, oder einige Stellen in seinem Gesicht – seine Bartstoppeln, die Einsprengsel in seinen Augen, seine Zähne –, und das gelbe Lichtband zwang ihn zum Blinzeln.

Sie raffte einen Armvoll Kleider zusammen und zog sich im Bad an. Es war Dienstagmorgen, sie hatte einen Brummschädel, und Mittwoch war ihr erster Schultag. Als sie wieder herauskam, angezogen bis auf die nassen Füße, blätterte er ihren Stapel Modemagazine durch.

»Ich hätte nichts dagegen, für so ein Teil zu schreiben«, sagte er. »Sie sind alle gleich: kosmetische Komposition in doppeltem Sinn. Wie abstrakte Kunst – mehr aus Elementen zusammengesetzt als aus Gestalten.«

»Hast du Hunger?« fragte sie.

»Was hast du denn im Haus?«

Sie dachte einen Moment nach. »Wollen wir zum Frühstück ausgehen?«

»Klar, ist mir recht.« Und er stieg aus dem Bett, stand nackt vor ihr und zog sich sorgfältig die Kleider vom vergangenen Abend an: die schwarzen Hosen, die er ordentlich zusammengefaltet über die Rückenlehne ihres Schreibtischstuhls gehängt hatte, das weiße Hemd (es hing auf einem Bügel in ihrem Schrank), Manschettenknöpfe, die er neben seiner Uhr auf ihrer Tomatenbüchse abgelegt hatte. Nur die Fliege band er nicht, sondern ließ sie locker um seinen Hals hängen. »Ich weiß ein kleines Lokal hier um die Ecke«, sagte er, »das möchte ich dir zeigen.«

Dies wurde ein besonderes Merkmal ihrer Beziehung. Charles

Conway zeigte Amy Bostick die Stadt. Überall wo sie waren, kannte er »ein kleines Lokal«, und mindestens in jedem zweiten begrüßte der Eigentümer ihn mit seinem Namen oder schüttelte Charles die Hand und packte ihn am Ellbogen. An diesem Morgen führte Charles sie zu einer irgendwie mexikanischen Billigkneipe, einem »Schnellimbiß«, sagte er. Er hieß Rosita's; jedenfalls hatte jemand diesen Namen in Rosa und Blau auf das weiße Schild über der Markise gemalt. Sie saßen an einem der wackeligen Tische auf dem Pflaster unter dem Sonnendach, und als Amy sich beschwerte, weil sie nicht in der Sonne saß und weil ihr kalt war – sie trug nur ein einfaches weißes T-Shirt, Leinenshorts und Birkenstocksandalen und hatte Gänsehaut –, rief Charles jovial und patrizisch, jemand solle kommen und die Markise zusammenrollen. Prompt war ein schmalschultriger dunkelhäutiger Mann mit einem dicken Schnurrbart zur Stelle. Kaum sah er Charles, rief er ihn beim Namen und legte ihm die Hände um den Hals, lief dann geschäftig ins Innere des Lokals, kam wieder heraus und trug ein Tablett, auf dem zwei pfirsichgelbe Drinks in großen Weingläsern standen. Amy war gerührter, als ihr eigentlich zustand, und merkte: Sie erlag dem Zauber des jungen Mannes mit dem hellbraunen Haar und der schmutzigen Smokingjacke, deren Flecken in der Sonne staubig schimmerten.

Sie war noch etwas betrunken vom vergangenen Abend, und das pfirsichgelbe Getränk versprach zum mindesten, daß es ihr besser gehen werde, bevor es wieder schlechter wurde. Charles hatte offenbar beschlossen, die Unterhaltung ihr zu überlassen. Er bestellte sich Huevos, und als sie kamen, aß er sie mit Heißhunger und ohne große Würde, lehnte sich nach vorn, um sich dicht über den Teller beugen zu können, und schaute ab und zu unter seinen dichten Augenbrauen hervor zu ihr auf, um zu zeigen, daß er zuhörte. Amy redete davon, daß sie sich auf die Footballsaison freue, das sei das einzige am Schuljahrsanfang, worauf sie sich immer gefreut habe: auf die Blätter, die an den Bäumen vertrockneten, den ersten Nordwind, der sie abriß und durcheinander-

wirbelte, und auf Notre Dame. Für welchen Verein sie sich stark machen werde, wisse sie noch nicht, erst müsse sie wieder Fuß fassen. Ihre Uni, Amherst, sei im Football eine ziemliche Pleite. Und sie schätze, an der East Coast sei sie nun so lange gewesen, daß sie wisse, woher der Wind wehe, und nicht mehr dagegen ankämpfe – vielleicht werde sie jetzt Giants-Fan.

Charles sagte: »Also, du gehörst zu den Mädchen, die vorführen wollen, daß sie Football gut finden.«

Fast hätte sie sich dagegen gewehrt: Sie hatte nur versucht, ihn zu beeindrucken. Charles hatte es offenbar nicht gemerkt, und ziemlich beschämt machte ihm Amy ein Geständnis, das sie sowieso irgendwann hatte loswerden wollen. »Ich war immer Papis Mädchen, glaube ich.« Und damit waren die Schleusen geöffnet, obwohl sie wahrscheinlich ebensoviel ausließ wie zugab – vielleicht wollte sie noch etwas für später aufheben, wenn sie die Unterhaltung mit Geständnissen über verletzliche Stellen beleben mußte. Ihr Vater, der zufällig auch Charles hieß, aber meistens mit seinem Mittelnamen Jack angeredet wurde, hatte sie von Anfang an wie einen Jungen behandelt. So sehr, daß ihr kleiner Bruder Andy, der viel jünger als sie und als Junge ein Spätentwickler war, keine Hoffnung hatte, ihren Vorsprung aufzuholen, und, so gesehen, eine Enttäuschung wurde; deshalb konzentrierte er sich auf ein Gebiet, auf dem sie nicht mit ihm konkurrieren konnte, das Malen zum Beispiel. Jack hatte nach dem College ein Probe-spiel für einen kleinen Verein gehabt, war aber nicht genommen worden und landete an der Law School. Spielte fünf Jahre lang den Super-Anwalt in New York, bis Mom ihm über den Weg lief und sie heim nach Indiana gingen, um Kinder großzuziehen. Sie stammten beide aus Indiana, das war Teil des Reizes: Aber Amy hatte den Verdacht, daß er seine Ambitionen irgendwie auf sie übertrug. Nicht daß ihr das etwas ausmachte, im Gegenteil: Daß sie im letzten Highschooljahr im Softballteam ihrer Schule um die Landesmeisterschaft spielte, war wahrscheinlich das Wichtigste und so weiter ihres Lebens. Und so fort.

Aber wie üblich redigierte sie weniger, als sie vorgehabt hatte. Und bestimmte Sätze tauchten immer wieder auf: Ich war wohl immer das Glückskind, mir ist total klar, warum er mir das übelnahm. Diese Sätze gaben zu verstehen, was sie sowieso zu verstehen geben wollte: daß sie ein Lieblingskind war – und wenn sie sich noch so oft sagte, daß es kleinlich, sogar schäbig sei, solche Dinge auszulaudern, statt sie als heimlichen Trost für einsame Stunden aufzuheben. Aber die Wahrheit will ans Licht. Sie, Amy, hatte eben das Glück, bevorzugtes Liebesobjekt zu sein. Natürliches Ziel von Neigungen. Liebling der Herzen. Erbin der Träume ihrer Eltern. Das Kind, auf das man setzte.

Obwohl, genaugenommen konnte Amy nicht mehr ganz sicher sein, wieviel davon noch stimmte, falls es je wirklich wahr gewesen war. Das Redigieren ist immer dann am schwersten, wenn Zweifel aufgekommen sind. Ihr Bruder hatte seit seinem zweiten Studienjahr am Pomona College ab und zu seine Karikaturen – seine Graphiken – in Zeitschriften in San Francisco veröffentlichen können. Er gewann einen Preis für Bildhauerei, zu dem ein Tausend-Dollar-Scheck gehörte, damit finanzierte er einen Sommer als Rucksacktourist in Mexiko. Tanten, Vettern, alte Kumpels aus Collegezeiten riefen ständig die Eltern an und meldeten, sie hätten seinen Namen oder seine Arbeiten irgendwo auf einer Website gefunden. Jedesmal wenn man nach Hause kam, hing am Kühlschrank oder am Wohnzimmerspiegel ein Zeitungsblatt, meist mit Karikaturen, die zu sonderbar oder zu schrecklich zum Betrachten waren. Sie hatte die Softballmannschaft im ersten Studienjahr verlassen, und das Wort, das sie für den Football von Amherst verwendete, war eigentlich das Wort, das zusammenfaßte, was sie inzwischen von ihren vier Jahren nach der Highschool hielt: Sie hatten sich als eine ziemliche Pleite erwiesen. Nichts hatte sich verändert, am wenigsten sie selbst, nur daß alles an ihr, was ihr früher gefallen hatte, jetzt angestaubt war.

Im Umgang mit ihrer Mutter Joanne war sie immer ziemlich widerborstig gewesen. Erstens verstanden sie einander einfach

nicht, und außerdem wollte Amy auf keinen Fall so werden wie Joanne: In Amys Augen war sie lieb und wurde herablassend behandelt. Nicht daß ihr Vater dieser Tage besonders glücklich wirkte. Noch ein Grund für Schuldgefühle. Die Arthritis in seinen Knien bedeutete, daß er nicht einmal mehr Softball spielen konnte, und er saß zu oft vor dem Fernseher. Vor zwei Jahren hatte er sich die Zähne ziehen lassen (als Andy auf dem College war und nicht mehr zu Hause wohnte): Bei dem Gedanken an dieses Plastiklächeln in dem Glas auf der Ablage über dem Waschbecken hätte sie am liebsten geweint. Er war siebenundvierzig: Schon hatte er die künstliche Fröhlichkeit eines alten Mannes, auf den keiner mehr besonders achtet. Billig renoviert, so sah er aus, die wenigen Haare, die er noch hatte, waren in schmalen Streifen zurückgebürstet bis zum Nacken und erinnerten sie daran, daß ihre eigene Kopfhaut nach dem Duschen auch nur mit spärlichen Strähnen bedeckt war. Sie hätte nach dem College-Examen wieder zu Hause wohnen sollen, wenigstens ein Jahr lang; aber das hatte sie nicht getan, aus welchem Grund auch immer, und nicht nur zur Überraschung der Eltern, sondern auch zu ihrer eigenen. Als sie ihrem Vater sagte, sie ziehe nach New York, meinte er: »Das ist das Richtige für dich. Ich kann allerdings nicht sagen, ich hätte nicht gehofft, daß du nach Hause zurückkommst. Aber du wolltest immer alles frontal angehen.« Sie rätselte wegen der Vergangenheitsform »du wolltest«. Vielleicht glaubte er, sie nach ihren vier Jahren im College nicht mehr so gut zu kennen. Vielleicht war es auch etwas anderes. Sie reimte sich zusammen, daß er ihr auftrag, den Rest seines Lebens stellvertretend für ihn zu führen – in New York so zu leben, wie er hätte leben sollen, als er mit einer »ganz schön flotten Clique« herumzog und keine Kinder hatte. (Das hörte sie aus dem albernem »ganz schön« heraus.)

Amy kannte sich selbst gut genug, um zu wissen, daß diese Darstellung der Ereignisse nur teilweise zutraf. Sie war darauf angewiesen, ihr Leben für wichtig zu halten. Aber es kam ihr nicht mehr wichtig vor. Sie hatte schon jetzt den Verdacht, daß Charles